

Alex North DER SCHATTEN MÖRDER

Roman

SPIEGEL
Bestseller-
Autor

blanvalet

Buch

Niemals hat Paul den Tag vergessen, an dem er Charlie Crabtree in der Schule zum ersten Mal begegnete. Charlie mit seinem überlegenen Lächeln und den dunklen Fantasien, mit denen er Paul in seinen Bann zog. Sie waren Freunde. Bis zu dem Tag, als Charlie den Mord beging und danach spurlos verschwand. Fünfundzwanzig Jahre später kehrt Paul erstmals in seine Heimatstadt zurück. Seine Mutter liegt im Sterben, die Pflegerin hat ihn alarmiert. Gleich nach seiner Ankunft passieren seltsame Dinge. Die Mutter behauptet, jemand sei im Haus gewesen, und als Paul den Dachboden betritt, findet er alles übersät mit blutig-roten Handabdrücken. In der Stadt bemerkt Paul, dass ihn jemand verfolgt, und er beginnt sich zu fragen: Was geschah damals mit Charlie Crabtree am Tag des Mordes?

Autor

Alex North, geboren und aufgewachsen in Leeds, England, studierte Philosophie und arbeitete nach seinem Abschluss an der Fakultät für Soziologie und Sozialpolitik. Insgeheim hegte er aber immer den Wunsch zu schreiben. Mit seinem atmosphärischen Spannungsroman »Der Kinderflüsterer« gelang ihm der große Durchbruch, der Roman wurde international gefeiert und stand auch in Deutschland wochenlang auf der SPIEGEL-Bestsellerliste. Alex North lebt bis heute in seiner Heimatstadt Leeds, inzwischen mit seiner Frau, dem gemeinsamen Sohn und zwei Katzen.

Von Alex North bereits erschienen

Der Kinderflüsterer

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und
www.twitter.com/BlanvaletVerlag

Alex North

DER
SCHATTEN-
MÖRDER

Roman

Deutsch von
Leena Flegler

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
»The Shadow Friend« bei Penguin Books Ltd, London.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische
Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die
Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche
Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und
zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren
Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren
Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Copyright der Originalausgabe © 2020 by Alex North
The author has asserted his moral rights.

All rights reserved.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2020 by Blanvalet
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Textredaktion: Susann Rehlein

Covergestaltung: www.buerosued.de

Umschlagmotiv: [iStock.com/BoxerX](https://www.istock.com/BoxerX)

WR · Herstellung: sam

Satz und E-Book: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-641-24008-0

V004

www.blanvalet.de

Für Lynn und Zack

Prolog

Es war meine Mutter, die mich aufs Revier fuhr.

Ursprünglich hatten die Polizisten mich hinten im Streifenwagen mitnehmen wollen, aber sie hatte sich quergestellt. Solange ich denken kann, hat sie nie die Beherrschung verloren. Da schon. Ich war fünfzehn, stand in der Küche zwischen diesen zwei riesigen Kerlen. Meine Mutter stand in der Tür. Ich weiß noch genau, wie sich ihr Gesichtsausdruck veränderte, als die zwei ihr mitteilten, weshalb sie gekommen waren und worüber sie mit mir reden wollten. Erst war sie verwirrt, doch dann guckte sie mich an, und ich konnte ihr ansehen, dass sie es mit der Angst zu tun bekam, als sie erkannte, wie verstört ich in diesem Moment war.

Und obwohl meine Mutter eine zierliche Person war, sorgten die leise Verbissenheit in ihrer Stimme und ihre unbeugsame Haltung dafür, dass die beiden riesenhaften Polizisten ein Stück von mir abrückten. Auf dem Weg zur Wache saß ich auf dem Beifahrersitz neben ihr und war einfach nur wie betäubt, während wir dem Streifenwagen hinterherfuhr, der uns durch die Siedlung eskortierte.

Er wurde langsamer, als wir uns dem alten Spielplatz näherten.

»Schau nicht hin«, sagte meine Mutter.

Aber ich schaute hin. Ich sah die Absperrung, die sie dort errichtet hatten. Die Polizisten, die mit grimmigen Gesichtern an der Straße standen. All die Fahrzeuge, die am Straßenrand parkten, die Blaulichter, die lautlos in der Nachmittagssonne blinkten. Ich sah das alte Klettergerüst. Der Boden rundherum war immer sandgrau

gewesen, doch jetzt waren dort rote Flecken. Alles wirkte ganz ruhig und friedlich, die Stimmung war fast ehrfürchtig.

Dann bremste der Wagen vor uns ab.

Die Polizisten wollten wohl sichergehen, dass ich mir den Tatort ganz genau ansah, für den ich aus ihrer Sicht verantwortlich war.

Du musst wegen Charlie etwas unternehmen.

Diesen Gedanken hatte ich in den Monaten zuvor immer wieder gehabt, und ich weiß noch genau, wie frustriert ich jedes Mal gewesen war. Ich war fünfzehn, das war doch nicht fair. Sie hätten es nicht mir allein überlassen dürfen, mich um Charlie zu kümmern.

Das weiß ich jetzt.

Trotzdem ... Als ich an jenem Tag in unserem Auto saß, war ich überwältigt von dem, was geschehen war und woran sie mir die Schuld aufbürden wollten. Gerade erst wenige Stunden zuvor war ich durch die staubigen Straßen geschlendert, hatte die Augen gegen die Sonne zusammengekniffen und war in der Hitze schweißgebadet gewesen, als ich James genau dort auf dem Spielplatz entdeckt hatte. Meinen ältesten Freund. Eine kleine, einsame Gestalt, die merkwürdig schief auf dem Klettergerüst kauerte. Auch wenn es schon Wochen her war, seit wir zuletzt miteinander gesprochen hatten, hatte ich genau gewusst, warum er dort war. Dass er auf Charlie und Billy wartete.

Und ich war an ihm vorbeigelaufen.

Ein paar Polizisten da am Spielplatz drehten sich nach uns um, und für einen Augenblick hatte ich das Gefühl, als steckte ich in einer Blase, in der vollkommene Stille herrschte. Sie starrten mich an. Urteilten über mich.

Als es unvermittelt laut wurde, zuckte ich heftig zusammen.

Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, dass meine Mutter auf die Hupe drückte. Das Geräusch klang an dieser Stelle einfach nur schrill und falsch – als kreischte jemand bei einer Beerdigung –, aber als ich zu ihr sah, hatte sie die Zähne zusammengebissen und starrte die Polizisten vor uns wutentbrannt an. Sie hielt die Hupe gedrückt, der Lärm dauerte an und hallte durch die ganze Siedlung.

Fünf Sekunden.

»Mama.«

Zehn Sekunden.

»Mama.«

Dann fuhr der Streifenwagen vor uns langsam an. Meine Mutter nahm die Hand von der Hupe, und die Welt verstummte. Als sie sich zu mir umdrehte, sah sie irgendwie gleichzeitig hilflos und fest entschlossen aus, als spürte sie meinen Schmerz und hätte beschlossen, die Last für mich zu tragen, soweit sie konnte. Weil ich ihr Sohn war und weil sie mir beistehen würde.

»Das wird wieder«, sagte sie.

Ich antwortete nicht. Ich starrte sie bloß an, hörte den Ernst in ihrer Stimme und sah die Entschlossenheit in ihrem Gesicht, und ich war froh, dass da jemand war, der sich um mich kümmern würde, auch wenn ich das nie zugegeben hätte. Ich war froh, dass da jemand war, dem ich wichtig war. Jemand, der so sehr an meine Unschuld glaubte, dass es nicht mal laut ausgesprochen werden musste.

Jemand, der alles täte, um mich zu beschützen.

Nach einer gefühlten Ewigkeit nickte sie bloß, sah wieder nach vorn und fuhr weiter. Wir folgten der Streife aus der Siedlung hinaus, ließen die Einsatzfahrzeuge hinter uns, die glotzenden Ermittler und den blutbesudelten Spielplatz. Was meine Mutter gesagt hatte, hallte noch immer in meinem Kopf nach, als wir auf die Schnellstraße fuhren.

Das wird wieder.

Seither sind fünfundzwanzig Jahre vergangen, trotzdem muss ich noch oft daran denken. Das wird wieder. Genau das sagen alle guten Eltern zu ihren Kindern. Es ist ein Versprechen, das gegeben werden und an das man mit ganzer Kraft glauben muss. Was bleibt einem sonst übrig?

Das wird wieder.

Ja, ich denke häufig daran. Wie alle guten Eltern das sagen ... und wie oft sie damit falschliegen.

Teil eins

1

Heute

An dem Tag, als alles anfing, hatte Detective Amanda Beck eigentlich frei und schlief bis weit in den Vormittag. Mitten in der Nacht war sie von einem Albtraum geweckt worden, den sie schon häufiger gehabt hatte. Anschließend hatte sie sich an den leichten Schlaf geklammert, so lange es ging. Als sie zu guter Letzt aufgestanden war, sich geduscht und Kaffee gekocht hatte, war es fast Mittag gewesen. Unterdessen war andernorts ein Junge umgebracht worden, nur dass das noch keiner wusste.

Am Nachmittag machte sich Amanda im Auto auf den kurzen Weg zu ihrem Vater. Als sie vor den Rosewood Gardens ankam, parkten dort zwar ein paar andere Wagen, aber der Bürgersteig war leer. Während sie den gewundenen Weg zwischen den Blumenbeeten zum Zugangstor entlangging, herrschte um sie herum Totenstille. Wo sie auf welchen Weg abbiegen musste und dann an wohlbekanntem Gräbern vorbeikam, hatte sich ihr in den vergangenen zweieinhalb Jahren tief eingeprägt.

War es komisch, sich die Toten als Bekannte vorzustellen?

Vielleicht. Trotzdem war es teils so. Sie fuhr mindestens einmal in der Woche zum Friedhof, und das bedeutete, dass sie sich mehr mit den Leuten abgab, die hier unter der Erde lagen, als mit den paar lebenden Freunden, die sie hatte. Sie hakte sie im Vorbeigehen ab: hier das Grab, das immer so schön gepflegt war, mit frischen Blumen. Dort

das mit der alten, leeren Brandyflasche, die am Grabstein lehnte. Und dann das Grab mit den Kuscheltieren: ein Kindergrab, wie Amanda vermutete, auf dem die trauernden Eltern Geschenke ablegten, weil sie noch nicht zulassen wollten, dass ihr Kind sie vollends verließ.

Und schließlich ganz hinten das Grab ihres Vaters.

Sie blieb stehen und schob die Hände in die Manteltaschen. Auf dem Grab stand ein rechteckiger Stein – breit, wuchtig, genau wie ihr Vater in ihrer Jugend gewesen war. Die Schlichtheit hatte etwas Unerbittliches, das sie jedoch als angenehm empfand – lediglich der Name und die beiden Daten, die sein Leben definiert hatten. Kein Schnickschnack, genau wie er es gewollt hätte. Ihr Vater war zu Hause ein liebevoller, aufmerksamer Mann, aber hauptsächlich nun mal Polizist gewesen, hatte sich stets in den Dienst der Sache gestellt und, wenn Feierabend gewesen war, die Arbeit auf der Dienststelle zurückgelassen.

Dieser Wesenszug war bei der Auswahl des Grabsteins maßgeblich gewesen. *Keine verdamnten Blumen auf meinem Grab, Amanda. Wenn ich weg bin, bin ich weg.* Eine der zahlreichen Anweisungen, denen sie nachgekommen war.

Trotzdem, es fühlte sich noch immer seltsam und ungut an, dass er nicht mehr da sein sollte. Als Kind hatte sie im Dunkeln Angst gehabt, und es war immer ihr Vater gewesen, der gekommen war, wenn sie gerufen hatte. Wenn er Nachtschicht gehabt hatte, war sie beunruhigt gewesen, das wusste sie noch, als wäre ihr das Sicherheitsnetz weggenommen worden und nichts mehr da, was sie im Notfall auffangen könnte. Und so fühlte sich derzeit auch ihr Leben an. Dieses unterschwellige Gefühl, dass etwas verkehrt war, dass irgendetwas fehlte. Dann fiel ihr jedes Mal wieder ein, dass ihr Vater gestorben war, und es machte sie von Neuem fertig. Wenn sie jetzt rief, wäre da niemand mehr, der sie trösten käme.

Sie zog den Mantel ein bisschen enger.

Und auch kein Mit-mir-Reden, sobald ich weg bin.

Noch so eine Anweisung. Wenn sie das Grab besuchen kam, stand sie entsprechend immer nur da und dachte nach. Natürlich hatte ihr Vater damit recht gehabt. Sie war genauso wenig gläubig, wie er es gewesen war, insofern hätte es auch wenig Sinn, hier irgendwas vor

sich hin zu faseln. Es hörte sowieso keiner mehr. Die Chance, ihm noch gewisse Fragen zu stellen, war verstrichen. Sie war mit wenig Lebenserfahrung und dem bisschen Wissen zurückgeblieben, das ihr Vater ihr vermittelt hatte, und jetzt war es an ihr, sich da durchzuwühlen.

Nüchtern.

Distanziert.

Pragmatisch.

So war er bei der Arbeit gewesen. Sie musste oft an den Ratschlag denken, den er ihr bei ihrem Dienstantritt mit auf den Weg gegeben hatte: Wann immer man etwas Schreckliches erlebte, musste man es im Kopf in eine Schachtel stecken; auf die Schachtel kam ein Deckel, der immer nur dann abgenommen wurde, wenn etwas Zusätzliches in die Schachtel kam. Die Arbeit – und was immer man dort mit ansah – musste um jeden Preis vom restlichen Leben ferngehalten werden. Damals hatte das so einfach geklungen, so vernünftig ...

Er war unendlich stolz auf sie gewesen, als sie ebenfalls zur Polizei gegangen war, und obwohl sie ihn von ganzem Herzen vermisste, war ein kleiner Teil von ihr froh, dass er nicht mehr da gewesen war, um zu sehen, wie sie mit den vergangenen zwei Jahren klargekommen war. Mit der Schachtel in ihrem Kopf, unter deren Deckel die Grausamkeiten nur so herausquollen. Mit den Albträumen. Mit dem Umstand, dass sie, wie sich herausgestellt hatte, nicht derselbe Typ Ermittler war wie er und sich in einem fort fragte, ob sie es je werden könnte.

Und obwohl sie die Anweisungen ihres Vaters befolgte, dachte sie doch andauernd an ihn. Wie so oft fragte sie sich auch heute, ob er wohl enttäuscht von ihr wäre.

Sie war bereits auf dem Rückweg zu ihrem Auto, als ihr Handy klingelte.

Eine halbe Stunde später war Amanda zurück in Featherbank und lief quer über das Brachgelände.

Sie hasste diesen Ort. Sie hasste das spröde, von der Sonne ausgedörrte Gestrüpp. Die Stille und die Abgeschiedenheit. Dass sich die Luft hier jedes Mal *krank* anfühlte – als wäre dieses Stück Land

verdorben, als könnte man die Fäulnis, das Gift im Boden instinktiv spüren.

»Dort haben sie ihn damals gefunden, oder?«

Detective John Dyson stapfte neben ihr her und zeigte auf einen vertrockneten Busch, der genauso hart, dürr und zäh war wie die übrige Vegetation.

»Ja«, antwortete sie. »Genau dort.«

Dort haben sie ihn damals gefunden.

Allerdings hatten sie ihn dort zunächst auch verloren. Zwei Jahre zuvor war genau hier auf dem Heimweg ein Junge verschwunden. Einige Wochen später war seine Leiche genau hier abgelegt worden. Amanda hatte damals die Ermittlungsleitung übernommen. Seitdem befand sich ihre Karriere mehr oder weniger im freien Fall. Vor dem Leichenfund hatte sie sich eingebildet, sie würde über die kommenden Jahre auf der Karriereleiter Sprosse für Sprosse nach oben klettern, während die Schachtel in ihrem Kopf sicher verschlossen bliebe. Wie sich herausgestellt hatte, hatte sie sich komplett falsch eingeschätzt.

Dyson nickte bedächtig. »Die sollten das hier absperren. Das ganze Gelände in die Luft jagen.«

»Wenn das nicht hier passiert«, sagte sie, »dann eben woanders.«

»Kann schon sein.«

Amanda hielt Dyson für ziemlich unterbelichtet. Allerdings musste man ihm zugutehalten, dass er das auch selbst zu wissen schien; zumindest hatte er in seiner kompletten bisherigen Laufbahn nicht den geringsten Ehrgeiz an den Tag gelegt. Inzwischen war er Anfang fünfzig, erledigte seine Arbeit, kassierte seinen Sold und ging abends nach Hause, ohne auch nur einen Blick zurückzuwerfen. Darum beneidete sie ihn.

Die Baumreihe, die den dahinter liegenden Steinbruch markierte, war jetzt direkt vor ihnen. Sie warf einen Blick über die Schulter. Die Absperrung rund um das Gelände, die sie angeordnet hatte, war hinter dem Gestrüpp nicht zu sehen, aber sie wusste, dass sie da war. Und dahinter ratterten – natürlich – schon die unsichtbaren Rädchen einer umfangreichen Ermittlung.

Dann hatten sie die Baumreihe erreicht.

»Passen Sie auf, wo Sie hintreten«, sagte Dyson.

»Sie aber auch.«

Demonstrativ übernahm sie die Führung, duckte sich unter dem Zaun hindurch, der die Brache vom Steinbruch trennte. Ein Stück weiter hing ein verblasstes Warnschild, das die Kinder aus der Gegend nicht davon abhielt, sich auf dem Gelände herumzutreiben. Vielleicht war es sogar ein Ansporn. Für sie als Kind wäre es einer gewesen. Trotzdem hatte Dyson recht. Hier ging es steil bergab, der Boden war locker, und während sie vorneweg ging, setzte sie vorsichtig einen Schritt vor den anderen. Wenn sie jetzt vor ihm den Halt verlieren würde, müsste sie ihn leider umbringen, um ihr Gesicht zu wahren.

Behutsam arbeitete sie sich voran. Ausgebleichte Wurzeln und Zweige hingen über dem Fels wie Sehnen, und sie musste mehrmals in das Gestrüpp greifen, um das Gleichgewicht zu halten. Es ging gut fünfzig Meter nach unten. Sie war erleichtert, als sie endlich wieder festen Boden unter den Füßen hatte.

Einen Augenblick später schlurfte Dyson wieder neben ihr über den steinernen Grund.

Dann kehrte Stille ein.

In diesem Steinbruch herrschte eine unheimliche, fast außerweltliche Atmosphäre. Das Gelände fühlte sich völlig verwaist und abgeschieden an, und während oben die Sonne auf die Brache heruntergebrannt hatte, war es hier unten spürbar kühler. Sie ließ den Blick über die Steinbrocken und die Handvoll versengter Sträucher schweifen, die hier unten Wurzeln geschlagen hatten. Das hier war ein einziges Labyrinth.

Ein Labyrinth, das sie mithilfe der Schilderungen von Elliot Hick jetzt durchqueren würden.

»Da lang«, sagte sie.

Am Nachmittag waren vor einem Haus ganz in der Nähe zwei Jugendliche aufgegriffen worden. Einer von ihnen – Elliot Hick – hatte kurz vor einem hysterischen Anfall gestanden, während der andere – Robbie Foster – komplett apathisch und still gewesen war. Jeder von ihnen hatte ein Messer und ein Buch in Händen gehalten, und beide waren von Kopf bis Fuß mit Blut bespritzt gewesen. Zur Stunde wurden sie auf dem Revier befragt. Allerdings hatte Hick dem

Aufsicht führenden Beamten bereits erzählt, was sie getan hatten und wo die Polizei auf das Ergebnis stoßen würde.

Es sei nicht weit, hatte er gesagt.

So was wie hundert Meter.

Langsam, bedächtig, vorsichtig setzte sich Amanda quer durch das Geröll in Bewegung. Drückende Stille lastete auf allem, es war, als würden sie sich unter Wasser bewegen, und ihr zog sich vor Anspannung die Brust zusammen, sobald sie sich ausmalte, worauf sie gleich stoßen sollten. Natürlich nur, sofern Hick die Wahrheit gesagt hatte. Es bestand immer noch die Möglichkeit, dass sie überhaupt nichts finden würden. Dass die ganze Sache ein geschmackloser Scherz gewesen war.

Amanda schob ein paar dornige Zweige beiseite. Zu glauben, dass dies hier ein blöder Scherz gewesen sein sollte, war schlichtweg absurd – aber es wäre immer noch besser als die Vorstellung, im nächsten Moment die freie Ebene zu erreichen und vor sich zu sehen, was ...

Sie blieb wie angewurzelt stehen.

Und *so etwas* vor sich zu sehen.

Dyson wich zur Seite aus und schloss zu ihr auf. Er keuchte leicht, auch wenn nicht ganz klar war, ob es an ihrem anstrengenden Abstieg und dem kurzen Marsch hierher oder an diesem Anblick lag.

»Herr im Himmel«, stieß er hervor.

Das Gelände vor ihnen war annähernd sechseckig, zu allen Seiten von Buschwerk und Bäumen bestanden und der Boden mit Geröll übersät, aber im Grunde flach. Es hatte fast etwas Okkultes – und der Eindruck wurde von dem Bild, das sich ihnen darbot, nur mehr verstärkt.

Die Leiche befand sich vielleicht fünf Meter entfernt in der Mitte der kahlen Fläche, die wie eine Lichtung wirkte. Jemand hatte sie in eine kniende Position gebracht und vornübergebeugt, fast wie zum Gebet. Die dünnen Arme lagen nach hinten ausgestreckt neben dem Körper. Auf den ersten Blick ein Junge im Teenageralter. Er hatte Shorts an und ein T-Shirt, das ihm bis unter die Achseln hochgerutscht war, allerdings war bei all dem Blut schwer zu erkennen, welche Farbe die Kleidung gehabt hatte. Mit dem Blick suchte Amanda den

Leichnam ab. Auf den nackten Stellen konnte sie mehrere Stichwunden erkennen; die Blutschmierer drumherum sahen auf der Haut blassbraun aus. Unter dem Kopf schien sich mehr Blut gesammelt zu haben. Der Kopf selbst war in einem merkwürdigen Winkel zur Seite gedreht – zum Glück in die entgegengesetzte Richtung – und schien kaum noch am Hals festzusitzen.

Nüchtern, rief Amanda sich ins Gedächtnis.

Distanziert.

Pragmatisch.

Einen Augenblick lang stand die Welt still. Dann entdeckte sie noch etwas und runzelte die Stirn.

»Was ist das da am Boden?«, wollte sie wissen.

»Eine verdammte Kinderleiche, Amanda.«

Sie ging über seine Antwort hinweg, machte ein paar vorsichtige Schritte hinaus auf die Lichtung, wollte den Tatort nicht verunreinigen, musste aber in Erfahrung bringen, was das dort war. Auf dem steinigen Boden war noch mehr Blut zu sehen, bildete annähernd einen Kreis um die Leiche. Das Muster schien zu präzise gesetzt, um zufällig entstanden zu sein. Doch erst als sie unmittelbar davorstand, erkannte sie, worum es sich handelte.

Sie starrte nach unten, folgte der Spur mit dem Blick.

»Was ist das?«, fragte Dyson.

Wieder ging sie darüber hinweg, diesmal allerdings, weil sie nicht wusste, was sie hätte antworten sollen. Dyson kam näher. Zum Glück hielt er den Mund. Sie konnte ihm ansehen, dass er genauso verstört war wie sie selbst.

Sie versuchte, so gut es ging, die Abdrücke zu zählen, aber es waren unzählige – ein Sturm, der am Boden gewütet hatte.

Hunderte blutroter Handabdrücke, die sorgsam auf den steinigen Grund gesetzt worden waren.

2

Das Hospiz, in dem meine Mutter im Sterben lag, befand sich auf dem Gelände des Gritten Hospital.

Was für eine traurige Kombination. Während der Anreise quer durchs Land hatte ich mich gefragt, warum sie dort nicht gleich auch noch einen Friedhof angelegt hatten – und eine Art Transportsystem von einem Gebäude ins nächste, wenn man schon mal dabei war. Trotzdem entpuppte es sich als schönes Gelände. Wenn man am Krankenhaus erst mal vorbei war, verlief die Zufahrt zwischen gepflegten Rasenflächen mit bunten Blumenbeeten und Apfelbäumen hindurch und dann über eine kleine Brücke über einen rauschenden Bach. Es war ein heißer Tag, und ich hatte das Fenster runtergelassen. Draußen roch es nach frisch gemähtem Gras, und das Rauschen des Wassers vermischte sich mit Kinderlachen.

Eine friedliche Kulisse für ein Lebensende.

Etwa eine Minute später tauchte ein zweistöckiges Gebäude vor mir auf. Die verwitterten Mauern waren von üppigen Efeuranken überwuchert. Die Reifen knirschten durch das Meer aus ordentlichem Rundkies. Sobald ich den Motor abstellte, konnte ich nur noch Vogelgezwitscher hören und dahinter schwere, tiefe Stille.

Ich zündete mir eine Zigarette an und blieb noch kurz sitzen.

Es wäre immer noch nicht zu spät, um wieder umzudrehen.

Die Fahrt hatte vier Stunden gedauert, und mit jeder Meile war das Grauen größer geworden. Der Himmel mochte blau gewesen sein, trotzdem hatte es sich angefühlt, als würde ich durch einen Gewittersturm fahren, und ich hatte fast damit gerechnet, aus der

Ferne ein Grollen zu hören und am Horizont die ersten Blitze zu sehen. Als ich schließlich die maroden Straßen und die Industrieflachbauten passiert hatte und an reihenweise heruntergekommenen Ladengeschäften und Fabriken mit Außenbereichen voller Müll und Glasscherben vorübergefahren war, war mir so schlecht gewesen, dass ich mich ernsthaft hatte zusammenreißen müssen, um nicht auf der Stelle kehrtzumachen.

Die Zigarette zwischen meinen Fingern zitterte.

Fünfundzwanzig Jahre, seit ich zuletzt in Gritten gewesen war.

Das wird wieder, redete ich mir ein.

Ich drückte die Zigarette aus, stieg aus dem Wagen und ging auf das Hospizgebäude zu. Die Glastüren am Eingang glitten zur Seite. Dahinter lag ein Empfangsbereich mit einem blitzblanken schwarz-weißen Boden. An der Rezeption nannte ich meinen Namen und wartete. Der Geruch von Putz- und Desinfektionsmitteln hing in der Luft. Außer dass irgendwo in einem Seitentrakt Besteck klapperte, war es still wie in einer Bibliothek, und ich hatte das unbändige Bedürfnis zu husten, einfach weil es sich anfühlte, als wäre das hier verboten.

»Mr. Adams? Daphnes Sohn?«

Als ich aufblickte, kam eine Frau auf mich zu. Sie war vielleicht Mitte zwanzig, klein, hatte blassblaues Haar, massenhaft Piercings in den Ohren und trug normale Straßenkleidung. Also keine Krankenschwester.

»Ja«, antwortete ich. »Sind Sie Sally?«

»Höchstpersönlich.«

Wir gaben einander die Hand. »Sagen Sie doch bitte Paul.«

»Gerne.«

Sally lotste mich in den ersten Stock und durch ein Gewirr aus stillen Fluren und machte Smalltalk.

»Wie war die Anreise?«

»Gut.«

»Wie lange waren Sie denn schon nicht mehr in Gritten?«

Meine Antwort schien sie zu erschüttern.

»Also ... *wow*. Haben Sie noch Freunde hier?«

Bei der Frage musste ich sofort an Jenny denken, und mein Herz setzte für einen Schlag aus. Ich fragte mich, wie es wäre, sie nach all

der Zeit wiederzusehen.

»Ich weiß nicht ...«, antwortete ich.

»Die Entfernung macht es wahrscheinlich nicht gerade leichter?«

»Stimmt.«

Sie meinte die Kilometer, aber entfernt konnte man auch in anderer Hinsicht sein. Die Fahrt heute mochte vier Stunden gedauert haben, aber dieser kurze Weg durch das Hospiz fühlte sich jetzt schon viel länger an. Und während ein Vierteljahrhundert durchaus eine geschichtsträchtige, bedeutsame Zeit sein konnte, war mir insgeheim angst und bange; es fühlte sich an, als wären die Jahre schlagartig von mir abgefallen und als wäre das, was hier in Gritten vor all diesen Jahren passiert war, erst gestern passiert.

Das wird wieder.

»Tja, aber wie gut, dass Sie kommen konnten«, sagte Sally.

»Im Sommer hab ich nicht ganz so viel zu tun.«

»Sie sind Professor, oder?«

»Ach was, nein. Ich unterrichte Englisch an der Uni, aber bis zum Professor habe ich es nie geschafft.«

»Englisch – heißt das auch Creative Writing?«

»Das ist ein Schwerpunktfach, ja.«

»Daphne war stolz auf Sie, wissen Sie das? Sie hat immer erzählt, aus Ihnen würde mal ein berühmter Schriftsteller werden.«

»Ich schreibe nicht.« Dann hielt ich kurz inne. »Das hat sie wirklich erzählt?«

»Ja, klar.«

»Das wusste ich nicht.«

Dann wiederum hatte ich über meine Mutter so vieles nicht gewusst. Wir hatten vielleicht einmal im Monat telefoniert, aber die Telefonate waren stets kurz gewesen, beiläufige Gespräche, in denen sie sich nach mir erkundigt und ich Sie belogen und nie nach ihr gefragt hatte, sodass sie selbst nie hatte lügen müssen. Sie hatte nie auch nur angedeutet, dass mit ihr etwas nicht in Ordnung war.

Und dann hatte ich aus heiterem Himmel vor drei Tagen den Anruf von Sally bekommen, der Betreuerin meiner Mutter. Ich hatte von einer Sally noch nie gehört. Ich hatte auch noch nie davon gehört, dass meine Mutter seit Jahren an fortschreitender Demenz erkrankt

gewesen sein sollte und sich in den vergangenen sechs Monaten der Krebs so weit ausgebreitet hatte, dass er nicht mehr behandelbar war. Ich hatte nicht gewusst, dass meine Mutter in den letzten Wochen so sehr abgebaut hatte, dass sie kaum mehr hatte Treppen steigen können und sich fast nur noch im Erdgeschoss aufgehalten hatte. Dass sie sich trotzdem geweigert hatte auszuziehen. Und dass Sally eines Abends Anfang der Woche das Haus betreten und sie bewusstlos am Fuß der Treppe gefunden hatte.

Weil meine Mutter wohl – entweder aus Frust oder weil sie verwirrt gewesen war – versucht hatte, in den ersten Stock hochzukommen, und ihr Körper sie im Stich gelassen hatte. Sie hatte sich eine ernste, wenn auch nicht lebensbedrohliche Kopfverletzung zugezogen, allerdings hatte der Sturz allem Anschein nach dazu geführt, dass ihre anderen Leiden sich verschlimmert hatten.

Ich hatte so vieles nicht gewusst.

Sally hatte mir mitgeteilt, dass es wohl bald zu Ende ginge. Ob ich vorbeikommen könnte.

»Daphne schläft die meiste Zeit«, sagte sie jetzt. »Sie wird palliativ behandelt und bekommt Schmerzmittel, und sie hält sich wacker. Aber was in den nächsten Tagen auf uns zukommt, ist ... Sie wird immer öfter schlafen, immer länger, und irgendwann wird sie ...«

»Nicht mehr aufwachen?«

»Genau. Sie wird ganz friedlich einschlafen.«

Ich nickte. Das klang für mich nach einem gnädigen Tod. Wenn man bedachte, dass es ein Ende geben musste, war dies womöglich die Art, auf die wir alle hofften – einfach wegzudämmern. Es gab Leute, die glaubten, dass danach Träume oder Albträume kämen, aber so recht habe ich nie verstanden, warum. Allerdings weiß ich auch besser als viele andere, dass man nicht in der Tiefschlafphase träumt, und ich habe wohl immer gehofft, dass der Tod noch sehr viel tiefer ginge als Schlaf.

Vor einer Tür blieben wir stehen.

»Ist sie ansprechbar?«

»Mal so, mal so. Manchmal erkennt sie Leute wieder und scheint vage zu begreifen, wo sie sich befindet. Dann wiederum gibt es Phasen, in denen sie an einem anderen Ort und in einer anderen Zeit zu sein

scheint.« Sie drückte die Tür auf und sagte deutlich sanfter: »Ah, da ist ja meine Liebe!«

Ich trat hinter ihr ein, wappnete mich innerlich für den Anblick – trotzdem war es ein Schock für mich. Ein Krankenbett auf Rollen. Daneben mehr Apparate, als ich befürchtet hatte: ein Rollwagen mit Monitoren, ein Halter mit transparenten Beuteln, aus denen Schläuche ragten und mit der Gestalt unter der Bettdecke verbunden waren.

Mit meiner Mutter.

Ich schwankte leicht. Ich hatte sie seit fünfundzwanzig Jahren nicht mehr gesehen, und von meinem Posten in der Tür sah sie aus wie ihre eigene Wachsfigur, nur noch kleiner und dünner, als ich sie in Erinnerung gehabt hatte. Mein Herz krampfte sich schmerzhaft zusammen. Ihr Kopf war an der Seite verplastert, und was von ihrem Gesicht zu sehen war, war gelb verfärbt und reglos. Die Lippen waren leicht geöffnet. Die dünne Decke schien sich kaum hinreichend zu wölben, dass darunter ein Körper liegen sollte, und für einen kurzen Moment war ich mir nicht sicher, ob sie überhaupt noch am Leben war.

Sally mit ihren blassblauen Haaren hingegen wirkte komplett unbeeindruckt. Sie lief auf die Maschinen zu, beugte sich leicht vor und studierte die Monitore. Daneben stand eine Vase mit Blumen, und ein Dufthauch stieg mir in die Nase, allerdings war er mit etwas fast ekelerregend Süßlichem durchsetzt.

»Setzen Sie sich doch.« Sally schien mit den Monitoren fertig zu sein und richtete sich auf. »Aber vielleicht ist es besser, Sie wecken sie nicht.«

»Klar.«

»Da ist Wasser auf dem Tisch, wenn sie aufwacht und durstig ist.« Sie zeigte auf den Bettrahmen. »Und da ist der Alarmknopf, falls etwas sein sollte.«

»Danke«, sagte ich.

Als sie ging, schloss sie die Tür hinter sich.

Und dann Stille.

Also, nicht ganz. Das Fenster direkt neben dem Bett stand halb offen, und ich konnte das beruhigende, einschläfernde Rattern eines Rasenmähers aus der Ferne hören. Und darunter – ganz langsam und

flach – die Atemzüge meiner Mutter. Dazwischen lagen lange Sekunden, in denen sie gar nicht zu hören war. Als ich sie ansah, fiel mir zum ersten Mal, seit ich eingetreten war, das Blumenmuster auf der Bettwäsche auf, und der Anblick weckte den Hauch einer Erinnerung. Es war nicht dieselbe Bettwäsche, die ich in meiner Kindheit gekannt hatte, aber sie sah doch verblüffend ähnlich aus. Sally musste sie von uns zu Hause geholt haben, damit meine Mutter sich hier ein wenig heimischer fühlte.

Ich sah mich um. Das Zimmer erinnerte mich an eins der Wohnheimzimmer aus meinem ersten Semester an der Uni: klein, aber nicht ungemütlich, mit einem eigenen Bad in der Ecke, Tisch und Kleiderschrank an der Wand gegenüber vom Bett. Auf diesem Tisch hier lagen mehrere Dinge. Einige davon waren eindeutig medizinischer Natur – leere Fläschchen, offene Tablettenschachteln, ein paar Streifen Verband. Andere sahen vertrauter aus, normaler: ein Stapel ordentlich zusammengelegter Wäsche. Eine Brille in einem offenen Brillenetui. Das Hochzeitsbild meiner Eltern. Das hatte früher in meiner Kindheit auf dem Kaminsims gestanden. Es war so arrangiert, dass meine Mutter es vom Bett aus sehen konnte, sobald sie aufwachte.

Ich ging ein Stück näher. Das Foto hätte eigentlich einen glücklichen Moment einfangen sollen, aber während meine Mutter tatsächlich lächelte und optimistisch aussah, blickte mein Vater wie immer ernst drein. An einen anderen Gesichtsausdruck konnte ich mich aus meiner Kindheit nicht erinnern, sei es im Widerschein der Feuer, die er ständig im Hinterhof angezündet hatte, oder in der Dunkelheit unseres Hausflurs, auf dem wir stets wortlos aneinander vorbeigegangen waren. Er war immer bitterernst und griesgrämig gewesen – ein Mann, den das Leben auf ganzer Länge enttäuscht hatte –, und wir waren beide froh, einander los zu sein, als ich zu guter Letzt von zu Hause auszog. In all den Jahren, in denen ich mit meiner Mutter telefoniert hatte, hatte sie ihn nie auch nur erwähnt. Als er vor sechs Jahren gestorben war, war ich nicht zur Beerdigung nach Gritten gefahren.

Ich ließ den Blick weiterschweifen und entdeckte etwas, was mir zuvor nicht aufgefallen war. Ein dickes Buch, das mit dem Titel nach unten auf dem Tisch lag. Es sah alt aus und zerlesen, der Buchrücken verzogen, als wäre das Buch mal nass geworden. Meine Mutter war

nie eine begeisterte Leserin gewesen, mein Vater hatte alles Fiktive sogar rundheraus abgelehnt und auf mich, der Romane liebte, spöttisch herabgeschaut. Vielleicht hatte meine Mutter nach seinem Tod ja eine Leidenschaft fürs Lesen entwickelt, und möglicherweise hatte sie vor ihrem Unfall dieses Buch gelesen. Nett von Sally, auch wenn es mir ein bisschen zu optimistisch vorkam zu glauben, dass meine Mutter es in ihrem derzeitigen Zustand noch fertig lesen könnte.

Ich drehte das Buch um, vom Umschlag grinste mir eine rote Teufelsfratze entgegen – und ich ließ es sofort fallen, als hätte ich mir daran die Finger verbrannt.

Sie sind dein Albtraum.

»Paul?«

Ich zuckte heftig zusammen und drehte mich um. Meine Mutter war aufgewacht. Sie hatte sich auf die Seite gedreht, auf den Ellbogen aufgestützt und sah mich misstrauisch an – zumindest mit dem Auge, das ich erkennen konnte. Ihr dünnes graues Haar fiel hinab aufs Kissen.

Mein Herz schlug eindeutig zu schnell.

»Ja.« Ich sprach leise, versuchte, mich wieder zu beruhigen. »Ich bin's, Mama.«

Sie runzelte die Stirn. »Du hättest ... nicht herkommen sollen.«

Neben dem Bett stand ein Stuhl. Langsam ging ich darauf zu und setzte mich. Sie folgte mir mit dem Blick – argwöhnisch wie ein Tier, das im nächsten Moment die Flucht ergreifen würde.

»Du hättest nicht kommen sollen«, sagte sie wieder.

»Ich *musste* kommen. Du bist gestürzt. Erinnerst du dich daran?«

Sie starrte mich einen Moment lang an. Dann schien sich ihr Misstrauen zu legen. Sie beugte sich zu mir vor und flüsterte verschwörerisch: »Ich hoffe, Eileen ist nicht da.«

Ich sah mich verunsichert um. »Nein, Mama, sie ist nicht da.«

»Ich sollte so etwas nicht sagen. Aber wir wissen beide, was für eine *Hexe* diese Frau ist! Der arme Carl!« Sie machte ein trauriges Gesicht. »Und der arme James! Wir tun das für ihn, nicht wahr? Ich glaube, du weißt das. Wir müssen nicht darüber reden, aber du verstehst mich schon.«

Sie schien an einem anderen Ort und in einer anderen Zeit zu sein.
Aber diesen Ort und diese Zeit kannte ich.

»Ja, Mama«, sagte ich. »Ich hab es verstanden.«

Sie ließ sich vorsichtig zurücksinken und schloss die Augen. »Du hättest nicht kommen sollen.«

»Willst du etwas trinken?«, fragte ich.

Für einen Moment schwieg sie, lag einfach nur da und atmete regelmäßig, so als würde es einen Augenblick dauern, bis sich die Frage durch den Irrgarten ihres Gehirns vorgearbeitet hätte. Ich hatte wenig Hoffnung, dass sie je am Ziel ankäme, aber mir war nichts eingefallen, was ich sonst hätte fragen können. Und dann urplötzlich schnellte meine Mutter hoch, setzte sich auf und packte mich am Handgelenk. Alles geschah so schnell, dass ich nicht hatte zurückweichen können.

»*Du hättest nicht kommen sollen!*«, kreischte sie.

»Mama ...«

»Rote Hände, Paul! Da sind überall rote Hände!«

Sie hatte die Augen weit aufgerissen, und ohne auch nur ein einziges Mal zu blinzeln, starrte sie mich entsetzt an.

»Mama ...«

»Rote Hände, Paul!«

Sie ließ mich los und sackte zurück auf die Matratze. Unwillkürlich sprang ich auf und taumelte ein Stück zurück. Der weiße Abdruck ihrer Finger auf meiner Haut war immer noch zu erkennen. Ich sah ein Klettergerüst vor mir, einen mit roten Flecken besudelten Boden, und ihre Worte hallten mit jedem Herzschlag in meinem Kopf wider.

Rote Hände, rote Hände, überall rote Hände ...

»Gott, Paul, es ist im Haus!«

Im nächsten Moment verzerrte meine Mutter gequält das Gesicht und kreischte die Zimmerdecke an – oder vielleicht auch irgendetwas, was über ihr schwebte und was ich nicht erkennen konnte.

»*Es ist im verdammten Haus!*«

In heller Panik tastete ich nach dem Alarmknopf.

3

In den Sommerferien, als ich vierzehn war, fuhr meine Mutter mit mir und meinem Freund James zur Gritten Park, unserer neuen Schule. Wir hatten James gleich früh am Morgen abholen wollen, und ich weiß noch, wie meine Mutter mir auf dem Weg zur Haustür zuflüsterte: »Ich hoffe, Eileen ist nicht da.«

Ich nickte. Das hoffte ich auch. Eileen war James' Mutter. Nicht dass man das gemerkt hätte, so wie sie ihn behandelte. Nie konnte James es ihr recht machen – sofern sie ihn überhaupt mal zur Kenntnis nahm. Ich hatte immer ein bisschen Angst vor ihr. Sie roch nach Sherry, schien Kette zu rauchen – immer mit einer Hand am anderen Ellbogen – und sah einen misstrauisch an, als würde sie einen verdächtigen, sie soeben beklaut zu haben.

Doch an diesem Morgen machte Carl die Tür auf.

Carl war James' Stiefvater, und den fand ich richtig klasse. James' leiblicher Vater hatte Eileen noch während der Schwangerschaft sitzen lassen, und Carl hatte James wie einen eigenen Sohn großgezogen. Er war ein bescheidener Mann, ruhig und freundlich, und obwohl ich froh war, dass er so nett zu James war, fragte ich mich doch, wie er mit einer Frau wie Eileen hatte enden können. Carl und meine Mutter waren Sandkastenfreunde, und ich nahm an, dass sie es sich auch nicht erklären konnte. Jahre zuvor hatte ich mal gehört, wie die beiden sich unterhalten hatten. *Du hättest es besser treffen können, weißt du*, hatte meine Mutter zu ihm gesagt. Es hatte eine Weile gedauert, ehe Carl darauf erwidert hatte: *Ehrlich gesagt glaube ich das nicht*.

Carl sah an jenem Morgen müde aus, aber er lächelte uns beide freundlich an, bevor er sich umdrehte und nach James rief, der einen Augenblick später an der Tür erschien – in einer ausgebeulten Jogginghose, einem alten T-Shirt und mit einem schiefen Grinsen im Gesicht. Er war ein zurückhaltender Junge, schüchtern, höflich, komplett defensiv. Immer darauf bedacht, alle zufriedenzustellen, nur dass er nie so recht wusste, was die anderen wollten.

Außerdem war er mein bester Freund.

»Auf geht's, ihr zwei Bengel«, sagte meine Mutter.

Zu dritt marschierten wir los, in Richtung der Schnellstraße, die unsere Siedlung mit dem Rest von Gritten verband. Der Morgen war warm und die Luft voll von Staub und Mücken. Der Stahl schepperte unter unseren Füßen, als wir die Überführung zur Bushaltestelle auf der anderen Straßenseite überquerten. Unter uns floss ein steter Strom aus Lkws und Sattelzügen vorbei. In unserer Siedlung war von Verkehr nie viel zu spüren; auf einer Karte musste man sie regelrecht suchen, obwohl sie ganz offiziell ein Stadtteil von Gritten war. Aber sogar der Name – Gritten Wood – zollte eher dem nahe gelegenen Wald Tribut als der Vorstellung, dass so weit abseits noch irgendwer wohnen könnte.

Endlich tauchte der Bus in der Ferne auf.

»Euer Fahrgeld habt ihr?«, fragte meine Mutter.

Wir nickten beide, allerdings verdrehte ich heimlich die Augen, und James grinste zurück. Wir fuhren schließlich nicht zum ersten Mal Bus, und die Gritten Park hatten wir im vergangenen Schuljahr schon einmal besucht, als gerade bekannt geworden war, dass es unsere eigene kleine Schule bald nicht mehr geben würde. Aber auch wenn James es nie zugegeben hätte, hatte er Bammel davor, ab dem kommenden Schuljahr an eine neue Schule zu gehen, und meine Mutter hatte sich überlegt, wie wir ihm helfen könnten, ohne dass er sich bloßgestellt fühlte. Ich spielte das Spielchen bereitwillig mit.

Die Fahrt dauerte etwa dreißig Minuten. Gritten war ziemlich ärmlich und der Blick aus dem Busfenster trostlos. Stellenweise konnte man leer stehende von bewohnten Gebäuden nicht unterscheiden. Ich wäre am liebsten von hier abgehauen – irgendwo anders hingezogen und nie wieder zurückgekehrt –, aber dass es je dazu käme, war

noch Dozent, denn auch wenn ich mir so etwas vor gerade erst einer Woche niemals hätte vorstellen können, sah ein Teil von mir bereits ein anderes Schild über der Buchhandlung – natürlich immer noch Johnson & Ross, Tradition war schließlich wichtig, aber es wäre doch nicht undenkbar, dem Schild noch einen weiteren Namen hinzuzufügen. Immerhin hatte es sich dort immer angefühlt wie Nach-Hause-Kommen.

Darüber würde ich weiter nachdenken.

Aber fürs Erste sah ich nach unten.

»Die Geschichte, die ich damals geschrieben habe«, fuhr ich fort, »und die meine Mutter gelesen hat ... die war dumm. Sie handelte von jemandem, der ein allerletztes Mal in seine Heimatstadt zurückgekehrt war. Ich hatte sogar aufgehört zu schreiben, bevor er überhaupt angekommen war – weil ich nicht gewusst hatte, wie ich die Geschichte zu Ende bringen sollte. Ich weiß es immer noch nicht. Ich weiß nur, was passiert ist, als *ich* wiedergekommen bin.«

Und dann redete ich eine Weile darüber, was ich über meine Mutter in Erfahrung gebracht hatte, seit ich nach Gritten zurückgekehrt war. Es war nicht allzu viel, aber immerhin etwas. Die Freunde, von denen ich bislang nichts geahnt hatte. Die Liebe zu Büchern, die sie spät im Leben für sich wiederentdeckt hatte. Die Leute, die ihr am Herzen gelegen hatten und denen sie selbst ebenso sehr am Herzen gelegen hatte.

Als ich geendet hatte, blickte ich zum Sarg, der neben mir stand, und rief mir die Fotos in Erinnerung, die ich gefunden hatte. Auf denen sie jung gewesen war, auf denen sie aus vollem Herzen gelacht hatte, zu einer Zeit, da ihre Zukunft noch voller Möglichkeiten gewesen war. Und auch wenn ich nicht gläubig war, ertappte ich mich dabei, wie ich mich fragte, ob sie vielleicht gerade von etwas träumte.

»Schlaf gut«, sagte ich.

Danksagung

Wie es bei allen Büchern der Fall ist, schulde ich zahlreichen Leuten großen Dank – und in diesem Fall ganz besonders meinen Lektoren, Joel Richardson und Ryan Doherty, ohne die dieser Roman ein komplett anderes Buch geworden wäre. Ihr Know-how und ihre Geduld sind unvergleichlich und waren Gold wert! Danke auch an Cecily van Buren-Freedman, Emma Henderson, Grace Long, Ellie Hughes, das Rechte-Team von Michael Joseph und buchstäblich allen im Verlagswesen, die ich bislang kennenlernen und mit denen ich an diesem und an meinem vorigen Buch arbeiten durfte. Einige Autoren haben diesbezüglich unendliches Glück – und dazu zähle ich mich.

Ein großes Dankeschön an meine fantastische Agentin Sandra Sawicka, an Leah Middleton, Guy Herbert und das komplette Marjacq-Team.

Danke auch an alle Rezensenten, Blogger und Leser, die meine Romane gelesen und sich die Zeit genommen haben, darüber Nettos zu sagen – das freut mich riesig. Danke an die wunderbaren Teams des Packhorse, Briggate und Bower's Tap in Leeds dafür, dass ihr mich beim Schreiben in der Ecke toleriert habt. Danke an meine Freunde und an meine Familie – und an die ganze Krimiautoren-Szene, besonders an Colin Scott, dem ich meine geistige Gesundheit verdanke und der einfach lachhaft großartig ist!

Zu guter Letzt ein riesiges Dankeschön an Lynn und Zack. Ohne euch würde ich nichts von alledem schaffen, deshalb ist auch dieses Buch von ganzem Herzen euch beiden gewidmet.

**Haben Sie Lust gleich
weiterzulesen? Dann
lassen Sie sich von
unseren Lesetipps
inspirieren.**

Alex North

Der Kinderflüsterer

Roman



KOSTENLOS REINLESEN



[Kostenlos reinlesen](#)

Als in Featherbank ein Junge vermisst wird und auch nach intensiver Suche verschwunden bleibt, schrillen bei Detective Inspector Pete Willis und seiner Kollegin Amanda Beck die Alarmglocken. Böse Erinnerungen an einen zwanzig Jahre alten Fall kommen hoch: Damals entführte und ermordete der »Kinderflüsterer« fünf Jungen. Zwar sitzt Frank Carter, der Killer von damals, hinter Schloss und Riegel. Doch Willis hat immer vermutet, dass es einen Komplizen gab. Führt dieser nun das Werk des Kinderflüsterers fort?

Zur selben Zeit zieht Tom Kennedy mit seinem Sohn Jake nach Featherbank, um nach dem Tod seiner Frau dort neu anzufangen. Tom macht sich Sorgen um Jake: Der Junge spricht mit imaginären Freunden. Und er hört nachts ein Flüstern draußen an seinem Fenster ...

Düster, bedrohlich, unheimlich – der Serienkiller-Thriller ab 28. August 2026 als hochkarätige Netflix-Verfilmung mit Robert De Niro und Adam Scott!

[Anmeldung zum Penguin Newsletter](#)